

Das Rätsel von Wildenwarth

Kriminal-Roman von MATHIAS BLANK

(Nachdruck verboten)

36

Mit großer Sicherheit fand der Schatten das Ziel. Vor dem Schreibtische blieb er stehen. Nur ein winziger, schmaler Lichtfunke zuckte in der Hand dieses Schattens auf, der über den Schreibtisch suchend irrte. Aber ganz kurze Zeit währte es, dann verschwand der dünne Lichtstreifen wieder.

Der Schatten setzte sich; ganz fein klirrten stählerne Haken in einer Hand.

Das Atmen vom Bette her blieb gleich ruhig und fest.

Dann ein Knacken; ein Schubfach wurde geöffnet. Wieder zuckte der Lichtfunke aus der winzigen Öffnung der Schlüsselochlaterne auf und suchte den Inhalt des Schubfaches ab.

Da blieb er für etwas länger auf der versiegelten Akte ruhen.

Eine schmale, feine Hand, die aber von einem eng anliegenden Gummihandschuh umspannt war, damit sie in der Gefahr nur schwer zu fassen war, damit auch nirgends der verräterischen Papillarlinien der Fingerspitzen zurückbleiben konnten, griff nach der Akte.

Die Siegel waren wie ein Hindernis, denn der Inhalt war dadurch nicht herauszunehmen.

Aber auch darauf war der Schatten vorbereitet; eine feine Schere blinkte im dünnen, spärlichen Lichtkegel, durchschnitt am unteren Rande die versiegelte Schnur, und die Hand zog bedächtig und sehr vorsichtig den Inhalt dieses Bündels heraus. Auf die gleiche Weise schob in diese Hülle die gleiche Hand andere leere, vorher schon vorbereitete Papiere hinein. Nun klemmte die Hand die beiden durchschnittenen Enden wieder zusammen, die nun mit zähem Leim durchtränkt und sehr vorsichtig mit haardünnem Seide umspannen wurden.

Jetzt sah das versiegelte Aktenbündel wieder wie unverletzt aus, und die etwas dickere, umspannene Stelle unten an der Schmalseite der Akte war nur bei sehr mißtrauischem Prüfen zu entdecken.

Das Licht verschwand.

Das Schloß des Schreibtisches schloß sich geräuschlos, wieder das feine Klirren eines Schlüssels, und leise bewegte sich daraufhin der Schatten abermals der Türe zu.

Minuten verstrichen.

Ein Knarren nur.

Und Leo Conte Castellani schlief und atmete und träumte vielleicht von seinem Glück und von Liselotte.

Eine Uhr schlug. Halb! Dann die ganze Stunde und wieder halb. Die Zeit verstrich.

Die Nacht ging weiter.

Und nochmals, zum zweiten Male in dieser einen Nacht, öffnete sich die Tür in das Zimmer des Conte Castellani.

23. Kapitel.

In der eleganten, taubengrauen Robe stand Frau Sabine van den Brucken vor Liselotte;

die graublauen Augen beobachteten unter den halbgesenkten, langen Wimpern die zierliche Gestalt, die bereits in einem losen Hauskleid auf der Ottomane saß und in den Händen ein Buch hielt, in dem sie jetzt gelesen haben möchte.

Liselotte hob den Kopf; der Schein der Glühbirne warf eben die grellsten Reflexe auf ihr goldblondes Haar, das funkelnd schimmerte, als zuckten Lichter darüber.

« Du willst wirklich auf Deinem Zimmer bleiben? »

« Ja! Du weißt, Mama, daß ich am liebsten allein bleibe. »

« Ich denke nur, daß Du dabei zu sehr über unnütze Dinge grübelst. Einmal sollst Du doch auch gewandter werden, denn schließlich bist Du kein Kind mehr. Ich würde Dich heute abend sehr gerne mitgenommen haben. »

« Ich danke, Mama! Du meinst es wohl gut, aber ich möchte lieber hierbleiben. »

« Gut! Du sollst Dich zu nichts gezwungen fühlen. Vielleicht würdest Du mit mir unten doch mehr Zerstreuung finden? »

Aber Liselotte dachte daran, daß sie unten wieder nur dem Conte begegnen würde.

Das bestimmte sie.

« Ich glaube das gerne, Mama! Aber heute fühle ich mich besonders müde. »

« Oder willst Du immer noch, daß wir Hals über Kopf fliehen sollen, wie Du es verlangtest? »

« Mama, ich möchte fort, weit fort — »

Da zog Frau Sabine die schönen, weißen Schultern wie ärgerlich hoch und unterbrach Liselotte mit der etwas schroffen Entgegnung:

« Ich weiß — ich weiß! Aber ich kann mich nicht an Launen halten, die mit jedem Tage wechseln. Erst wolltest Du Wildenwarth nie verlassen und nun sollen wir schließlich wie zwei Verbrecher fliehen. »

Wie Liselotte bei diesem Wort zusammenzuckte.

Sie sagte auch nichts mehr.

Frau Sabine ging zu der Türe hin.

« Du mußt das selbst einsehen. Du bist nervös gereizt. Deshalb hast Du Dich auch von traumhaften Einbildungen schon erschrecken lassen. Ob es nicht besser wäre, für Dich den Arzt zu fragen? »

« Ich sage ja nichts mehr, Mama. »

« Gute Nacht! Du wirst wohl schon schlafen, wenn ich in mein Zimmer komme. »

« Ich denke es ganz bestimmt. »

Als Liselotte bald darauf abermals allein war, griff sie wohl wieder nach dem Buch und versuchte weiterzulesen, um so ihre eigenen, erregten Gedanken zu zerstreuen; aber gar bald flimmerten die Buchstaben vor ihren Augen und sie faßte nicht einmal mehr den Sinn der Worte, die sie rein mechanisch las.

Es gab so viel, was sie immer wieder aufzettelte, was sie zu keiner Ruhe kommen ließ.

Wie sollte denn alles werden?

Es nützte nichts, wenn sie auch plötzlich wie blind und taub sein wollte, denn die Stimme in ihr, die bald mahnte, bald drohte, dann wieder warnte, war stärker als ihr Wille. Immer wieder stieg grausam die letzte Folgerung auf, die allein noch übrig blieb, wenn sie den Zusammenhang zwischen ihren Erlebnissen suchte.

Was aber konnte sie selbst gegen diese letzte Folgerung beginnen?

Fliehen?

Wohin? Und war sie nicht mitschuldig, da sie doch von dem gleichen Gelde mitlebte? Fliehen?

Das war der stetig wiederkehrende Gedanke, der aber an dem einen immer wieder scheitern mußte: Wohin? Wo fand sie Ruhe? Und wovon sollte sie leben? Was konnte sie arbeiten?

Das Leben selbst schien ihr wie eine feindliche Macht, seit Väterchen in seinem Grabe ausruhte.

Ihr war es, als müßte die Ruhe im Tode eine Erlösung sein.

Vor den widerstrebendsten Empfindungen, Entschlüssen und Regungen wurde sie gequält; jeder Keim von Lebensfreude und Hoffnung war in ihr seit dem ernüchternden Abenteuer in München erstickt, das ihr die Augen so grausam plötzlich geöffnet hatte. Und wenn sie auch immer wieder davor zitterte, die letzte Folgerung zu ziehen, hatte sie das in Wirklichkeit nicht schon getan?

Hatte sie es mit halben Worten nicht auch dem Conte verraten?

Sie war seiner Liebe nicht mehr würdig, aber nicht aus ihrer Schuld heraus, sondern um eben dieser letzten Folgerung willen.

Diese bestand nun, auch wenn Liselotte plötzlich wie der Vogel Strauß den Kopf in den Sand zu stecken versuchte.

Ob sie nun lesen wollte, ob sie aus dem Fenster in die Nacht hinausblickte, sie konnte vor diesen Gedanken nicht entfliehen.

Aber auch dem Conte Castellani durfte sie nicht begegnen, nicht um ihrer Selbstsicherheit willen.

Auch als Liselotte später in den Kissen ihres Bettes lag, als sie dabei die Augen wie in Anstrengung zudrückte, als sie die Decke auch über den Kopf zog, stets verfolgten sie wieder die gleichen, beängstigenden Sorgen.

Die Nacht war still, die Dunkelheit im Zimmer fast undurchdringlich.

Eine Zeit war von unter herauf noch etwas verworrener Lärm zu hören, der aber auch stiller und stiller wurde und schließlich verstummte.

Eine Uhr schlug eins, dann halb zwei.

Alles Leben war schon im Hause erstorben, und sicherlich war auch Mama nebenan bereits zurückgekehrt und schlief.

Nur die Augen von Liselotte fanden keine Müdigkeit.

In ihrem Brüten vernahm sie plötzlich das Geräusch einer sich leise öffnenden Türe; es war die zu dem Zimmer von Frau Sabine.

Angestrengt lauschte Liselotte.

Was bedeutete das? War es Mama, die sie suchte? Aber warum? Das hatte sie doch nie getan.

Das Rauschen eines Kleides.

Liselotte regte sich nicht; wie tot lag sie da, und mit verhaltenem Atem.

Dann war eine flüsternde Stimme zu hören, die von der Türe her klang.

« Liselotte — Liselotte? »

Diese zögerte. Sollte sie antworten? Und sie schwieg.

Da tönte es abermals:

« Liselotte, schläfst Du? »

Nichts bewegte sich.

« Sie schläft! Gut so! »

Ein Rauschen und gleich darauf wieder das Schließen der Türe.

(Fortsetzung folgt.)